



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

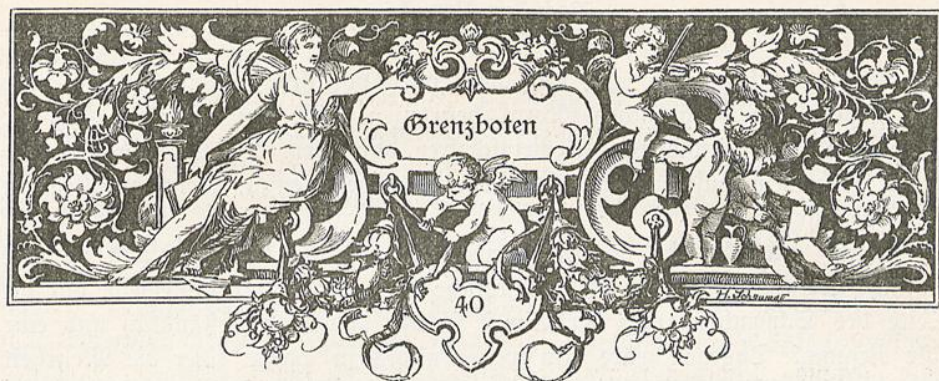
**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

\*: Nach dem Burenkriege

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Nach dem Burenkriege



it dem Friedensschluß von Pretoria am 31. Mai dieses Jahres ist der südafrikanische Krieg nach dem mehr als zweiundeinhalb-jährigen heldenmütigen, zähen Widerstande eines kleinen Völkchens gegen die erdrückende Übermacht eines Weltreichs mit der Unterwerfung der beiden Burenrepubliken unter England beendet worden. Trotz anfänglich günstiger Aussichten war dieser Ausgang, seitdem die Buren die ersten Wochen nicht zu einem entscheidenden Schlage benutzt hatten, unvermeidlich, sobald nicht eine Wendung in der Weltlage ihnen zu Hilfe kam. Eben diese hatten sie in ihrem festen, fast fatalistischen, aber echt kalvinischen Vertrauen auf die Gerechtigkeit ihrer Sache bei dem Entschlusse zum Kriege offenbar zu wenig in Rechnung gezogen, und die Hoffnung auf die Erhebung der Rapholländer erfüllte sich nur in bescheidenem Umfange; der Mehrheit dieser behäbigen Bevölkerung fiel es gar nicht ein, ihre Existenz aufs Spiel zu setzen. Wenn bei dem Entschlusse der Burenführer zum Kriege etwa die Erinnerung an den niederländischen Freiheitskampf gegen Spanien oder an den Abfall der amerikanischen Kolonien von England eine Rolle gespielt hätte, so wäre übersehen worden, daß die Niederländer an der allgemeinen Gegenwehr der europäischen Nationen gegen das spanisch-habsburgische Übergewicht teilnahmen, in einem großen politischen Zusammenhange standen und also von außen fortwährend unterstützt wurden, die Nordamerikaner ohne die Hilfe der Franzosen sicherlich unterlegen wären. Allein gelassen sind kleine Bauernvölker, wenn sie nicht von ganz besonders günstigen geographischen Umständen Vorteil zogen, wie die Urkantone der Schweiz, größern Staatenbildungen regelmäßig erlegen, die friesischen Stedinger den vom Erzbistum Bremen gegen sie aufgebotenen Kreuzheeren 1234, die holsteinischen Dietmarschen dem dänischen und holsteinischen Adel 1559. Denn das Vertrauen auf die Gerechtigkeit der eignen Sache ist etwas Großes, oft Entscheidendes, aber auch der gerechtesten Sache schafft nur die Stärke den Sieg, und die historische Gerechtigkeit ist nicht die Gerechtigkeit von heute, die Weltgeschichte ist das Weltgericht, aber nicht der nächste Tag vollzieht es. Auch ist es in Wirklichkeit so, daß Recht oder Unrecht niemals ganz und rein auf einer Seite steht, wie eine naive Auf-

fassung zu glauben liebt, und wer die großen politischen Ereignisse nur nach den Regeln der bürgerlichen Moral beurteilen will, der übersieht, daß die Staaten als große souveräne Gemeinschaften vor allem dem Selbsterhaltungstrieb gehorchen müssen, genau wie der einzelne Mensch, wenn er allein in der Notwehr ist.

Recht und Unrecht im Burenkriege abzuwägen, das war und ist eine mißliche Sache. Daß sich die menschliche Sympathie fast allgemein auf die Seite des Schwachen, also der Buren stellte, war selbstverständlich und eine edle Regung. Dagegen wäre also weiter nichts zu sagen. Aber die Mehrheit des deutschen Volks und damit der deutschen Presse wollte auch schlechtweg alles Recht auf seiten der Buren, alles Unrecht auf seiten der Engländer sehen; sie sah nur, daß die Burenstaaten um ihre Existenz fochten, hatte aber kein Auge dafür, daß die Engländer um die Behauptung ihrer Herrschaft in Südafrika, also um ihre Weltstellung rangen, und daß es sich dabei zugleich um den Kampf zweier Kultur- oder Wirtschaftsformen, einer höhern und einer niedern, handelte. In ihrer leidenschaftlichen Parteinahme für die Buren ging sie sogar über jedes billige Maß weit hinaus; sie begrüßte jede Niederlage der Engländer mit schadenfrohem Hohn und lautem Jubel und wurde nicht müde, auch auf einseitige und übertriebne Berichte hin, die englische Armee und die englische Regierung der Unfähigkeit und Grausamkeit anzuklagen; kurz sie gebärdete sich, als ob die Sache der Buren eine nationaldeutsche und England auch unser Feind wäre, und unsre politischen Wigblätter leisteten in Platitude und Roheit geradezu Beschämendes. Gewiß, die englische Politik und noch viel mehr ein Teil der englischen Presse hatte durch hochmütige Überhebung und übelwollende Behandlung unsrer nationalen Interessen seit Jahrzehnten reichlich Gelegenheit zur Verstimmung gegeben; aber daß darüber einem großen Teil unsrer Presse und ihrer Leser jede ruhige Erwägung völlig abhanden kam, daß ihm sozusagen der Kopf mit dem Herzen durchging und lediglich Gefühlspolitik getrieben wurde, das ist wahrhaftig kein Zeichen unsrer politischen Reife. Fast noch bedenklicher war es, wenn zahlreiche deutsch-evangelische Theologen in der Burensache schlechtweg Gottes Sache sahen und deshalb ihren Sieg erwarteten, weil ihnen die Buren als ein frommes, schlicht bibelgläubiges Volk erschienen. Sie hätten doch den Spruch des Jesaias (55, 8) besser berücksichtigen sollen: „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und meine Wege sind nicht eure Wege, spricht der Herr.“ Theologen haben nicht den Beruf, schwere und verwickelte politische Fragen zu beurteilen.

Nun ist der Krieg zu Ende; eine Fortsetzung der erbitterten Polemik, die doch nur die absolute Ohnmacht der deutschen Presse in großen auswärtigen Fragen dargethan und den Buren nicht das Geringste genutzt hat, die hat vollends jetzt nicht den mindesten Zweck mehr, wir sind mit der feindseligen Haltung eines Teils der englischen Presse seit 1863 quitt. Es ist an der Zeit, uns wieder auf die zahllosen Beziehungen geistiger und materieller Art, die uns mit England verknüpfen, zu besinnen, vor allem aber uns die nüchterne Frage vorzulegen: Was ergibt sich für Deutschland, für die Welt aus dem Siege Englands? Wie stehn wir überhaupt jetzt in der Welt?

So viel steht fest: Das britische Weltreich ist nicht geschwächt, sondern gestärkt aus dem schweren Kampfe hervorgegangen. Die englische Heerführung ist im ganzen und im einzelnen vielfach gewiß höchst mangelhaft gewesen, ist aber doch schließlich durch zähe Ausdauer zum Ziele gekommen; das britische Volk hat eine höchst achtungswerte, sehr nachahmungswerte Opferwilligkeit bewiesen, und die Kolonien haben ihrer Anhänglichkeit an das Mutterland durch Truppensendungen praktisch Ausdruck gegeben; zweifellos hat also der imperialistische Gedanke, das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit zwischen den einzelnen Teilen des Reichs eine wesentliche Kräftigung erfahren, mag auch jetzt der Plan eines engeren, militärischen Zusammenschlusses der Reichsteile noch abgewiesen worden sein, und die Verwirklichung eines Reichszollvereins noch in viel weiterer Ferne liegen. Zugleich hat die englische Diplomatie auch ihre sonstigen Interessen keineswegs aus dem Auge verloren. Sie hat in China ihre alte, vorherrschende Stellung allerdings nicht behaupten können, sondern hat ihren Einfluß dort mit Rußland und Deutschland teilen müssen, aber sie hat dem Zarenreiche in dem Bunde mit Japan ganz überraschend ein starkes Gegengewicht geschaffen und den Kampf um die Vorherrschaft in Persien nachdrücklich aufgenommen.

Einem solchen lebenskräftigen Reiche gegenüber ist doch wohl auch die deutsche Presse verpflichtet, die Frage recht ernsthaft zu stellen: Was kann uns Englands Feindschaft schaden, was kann uns seine Freundschaft nützen?

Was die englische Seeherrschaft bedeutet, das ist gerade im Burenkriege klar hervorgetreten, obwohl kein englisches Kriegsschiff auch nur einen Schuß abgefeuert hat; nur die Überlegenheit der englischen Flotte erlaubte es, das Mutterland fast gänzlich von Truppen zu entblößen, sicherte die großen Truppentransporte nach Südafrika, auf diese ungeheure Entfernung hin die größten der Geschichte, und machte jedes Eingreifen einer fremden Macht in den Krieg von vornherein unmöglich. Daß wir dieser Flotte noch nicht entfernt gewachsen sind, sieht ein Kind; daß sie uns also im Falle eines Krieges sehr viel böses zufügen könnte, ja daß unsre Kolonialpolitik im feindlichen Widerspruch mit England gar nicht durchführbar wäre, schon weil wir sie ohne Benutzung englischer Häfen nicht führen könnten, das muß auch der größte Engländerfeind zugeben. Sedenfalls könnten wir fürs erste den Engländern viel weniger zu leide thun, als sie uns. Da ist also doch wohl die Politik unsers Kaisers die richtige: gegenüber England keine Schwäche zu zeigen, aber es auch nicht unnütz zu reizen und von Fall zu Fall sich mit ihm zu verständigen, wo es sich um gemeinsame Interessen handelt. So ist es in China geschehn, wo das deutsch-englische Einvernehmen uns das Jangtsethal geöffnet und den russischen Plänen auf die stillschweigende Verwandlung des Riesenreichs in einen russischen Schutzstaat entgegengewirkt hat. Das persönliche Verhältnis unsers Kaisers zum englischen Hofe und die Sympathien, die er im englischen Volke genießt, sind für eine solche Politik besonders wertvoll. Dabei ist unser Verhältnis zu Rußland eher befestigt als gelockert worden, wobei ebenfalls das persönliche Verhältnis zwischen den beiden Kaisern, wie es jüngst wieder auf der Rede von Reval hervorgetreten ist, eine größere Rolle spielen mag, als unsre

Zeitungspolitiker, die dergleichen mit geringschätzigem Lächeln zu behandeln pflegen, anzunehmen belieben. Dadurch wird wieder Frankreichs gelegentlich immer noch hervorbrechender Revanchedurst unschädlich gemacht, und die unglaublichen Tischreden gewisser französischer Minister, die mit der kindlichen Naivität des Radikalismus alle Welt anzurempeln für zweckmäßig halten, werden auf ihren wahren Wert herabgedrückt, denn solange der Zar den Frieden will — und er will ihn offenbar aufrichtig aus persönlicher Überzeugung und unter dem Druck innerer Schwierigkeiten —, können die Franzosen gar nicht wagen, ihn zu stören; sie haben gegen ihre Erwartungen im Zweibunde nicht eine Förderung, sondern ein Hemmnis ihrer Lieblingspläne gefunden. So steht Deutschland zu den beiden großen Weltmächten, die um die Herrschaft Asiens ringen, in gleich guten Beziehungen, ohne sich der einen oder der andern hinzugeben. Dasselbe Verhältnis tritt in Ostasien hervor. Gegenüber dem russisch-französischen Zweibunde, der jetzt seine Wirksamkeit auch auf diesen fernsten Osten erstreckt hat, und dem neuen englisch-japanischen Bündnis, das ihm die Wage halten soll, behauptet Deutschland seine Neutralität, gestützt auf seine feste Stellung in Tsingtau und zufrieden damit, seine wirtschaftlichen Unternehmungen in China friedlich weiter zu fördern.

Eine ähnliche Position nimmt Deutschland im nähern Orient ein. Im guten Einvernehmen mit der Regierung des Sultans will es die wirtschaftlichen Kräfte vor allem Kleinasiens durch deutsches Kapital und deutsche Arbeit entwickeln und so das türkische Reich in dem Umfange, worin es vielleicht lebensfähig ist, weil hier die Christen nur schwache Minderheiten sind, so lange wie möglich erhalten, statt auch diese Gebiete zum Zankapfel der Weltmächte werden oder in ohnmächtige Kleinstaaten zerfallen zu lassen. Und wenn es so zwischen England und Rußland nach wie vor die Mitte hält, so hat sich der Kaiser auch bemüht, mit der jungen nordamerikanischen Weltmacht, die so viele Millionen von Bürgern deutscher Abkunft zählt, so viel deutsche Kultur in ihre Bildung aufgenommen hat und mit Deutschland in so regem wirtschaftlichem Wechselverkehr steht, daß die große Republik halb und halb ebenso gut ein deutsches Kolonialgebiet ist wie ein angelsächsisches, engere Beziehungen anzuknüpfen, indem er seinen Bruder, den Prinzen Heinrich, zu einem äußerlich wenigstens ganz unpolitischen Zwecke hinübersandte. Ohne die überaus freundliche Aufnahme des Prinzen in ihrem politischen Werte irgendwie zu überschätzen, wird man sagen dürfen, daß seine Reise wie die mannigfachen Aufmerksamkeiten des Kaisers einen wärmern Ton in die Beziehungen der beiden Nationen gebracht und die meist von England ausgehenden Versuche, Mißtrauen zwischen ihnen zu säen, um die dort von vielen gewünschte größere Annäherung der Vereinigten Staaten an England herbeizuführen, gekreuzt hat, daß sie ebenso das Selbstbewußtsein der Deutsch-Amerikaner gestärkt hat. Dabei ist der Dreibund die feste kontinentale Grundlage der deutschen Politik geblieben und am 28. Juni unverändert erneuert worden, während zugleich die deutsche Wehrkraft zu Lande auf ihrer vollen Höhe erhalten wird, unsre Flotte in raschem Ausbau begriffen ist.

Für Deutschland Raum zu schaffen unter den Weltmächten, unsre wirt-

schafftliche und geistige Kraft nach allen Richtungen zu entfalten, das ist das klare Ziel der auswärtigen Politik des Reichs. Deshalb erstrebt sie ein gewisses Gleichgewicht der Weltmächte und die Bewahrung des Friedens, weil sich ihre Ziele nur unter diesen Bedingungen erreichen lassen. So geht ein großer Zug durch sie. Von der Sprunghaftigkeit und der Launenhaftigkeit, die ihr ein gewisser Teil der deutschen Presse nicht müde wird vorzuwerfen, vermögen wir nichts zu entdecken. Wenn es nicht eine Lächerlichkeit ohne gleichen wäre, so könnte eher behauptet werden (wie es in den ersten Jahren wirklich behauptet worden ist), daß Bismarcks Politik etwas „Sprunghaftes“ gehabt habe, da er 1862 Österreich riet, seinen Schwerpunkt nach Pest-Ofen zu verlegen, sich 1864 mit ihm gegen Dänemark verbündete, also seine deutsche Position verstärkte, 1866 mit ihm Krieg führte, um es aus Deutschland hinauszudrängen, 1871 mit ihm und Rußland das Dreikaiserbündnis schloß, 1879 sich mit ihm gegen Rußland verständigte. Die Mittel wechselten wohl, wie es immer geschehn wird, aber niemals das Ziel, das sich nur erweiterte: erst war es die Gleichberechtigung Preußens neben Österreich, dann die Hegemonie Preußens in Deutschland, endlich die Sicherung der Stellung des neuen Reichs in Europa. Über den Rahmen der Bismarckschen Politik ist die gegenwärtige Politik natürlich hinausgeschritten, aber die neuen Ziele hält sie so fest im Auge, wie einst Fürst Bismarck die seinigen. Es mögen gelegentlich Fehler im einzelnen gemacht worden sein oder werden, aber sie sind für die fernstehenden — und dazu gehört fast die gesamte deutsche Presse — nicht so leicht zu entdecken und noch schwerer zu beurteilen. Die unleugbare Annäherung an England auf Familienbeziehungen und persönliche Vorliebe des Kaisers statt auf politische Erwägungen zurückzuführen, ist eine Ueberrheit und eine schwere Beleidigung zugleich, da diese Unterstellung den Vorwurf der Pflichtwidrigkeit enthält. Einen Widerspruch zwischen der Glückwunschsdepesche des Kaisers an den Präsidenten Krüger zur Abwehr des Jamesonschen Freibeuterzugs und der deutschen Politik im Burenkriege konstruieren zu wollen, verrät einen erstaunlichen Mangel an Logik; denn damals handelte es sich um einen rechtlosen Einfall, dessen Urheberchaft die englische Regierung durchaus ablehnte, jetzt um einen Krieg zwischen unabhängigen Staaten, den unzweifelhaft die Buren gegen den wiederholten Rat Deutschlands begonnen hatten, und wenn 1896 die deutsche Diplomatie die Erhaltung der Unabhängigkeit Transvaals als ein deutsches Interesse bezeichnete, 1899 bis 1901 aber nichts dafür that, so hatte sich eben die Lage völlig verändert: was sich 1896 mit diplomatischen Mitteln erreichen ließ, das wäre 1899 ohne Krieg nicht möglich gewesen, und einen solchen konnten und wollten wir auch gar nicht führen, soviel war uns die an sich erwünschte Selbständigkeit der Burenstaaten eben nicht wert. Oder ist es etwa dem Fürsten Bismarck jemals eingefallen, sich wegen der brutalen Unterdrückung des baltischen Deutschtums, das uns der Abkunft und der Geschichte nach doch sehr viel näher steht, als die Buren in Südafrika, mit Rußland zu überwerfen? Auch den europäischen Nachbarn Deutschlands wäre es jedenfalls lieber gewesen, wenn der Deutsche Bund in seiner Ohnmacht fortbestanden hätte; es hat schließlich doch keiner

aufser Frankreich ernsthaft versucht, die deutsche Einheit zu hindern, sie haben sich alle mit ihr abgefunden. Stellt man obendrein die Frage so, wie sie thatsächlich stand, wenn die Buren einen wirklich entscheidenden Sieg erfochten: Ist für die deutschen Interessen in Afrika ein selbständiges Südafrika oder ein Südafrika unter englischer Herrschaft vorteilhafter? so wird die Antwort kaum zweifelhaft sein. Ein unabhängiges, von den Afrikandern beherrschtes Südafrika würde der Versuchung, Deutsch-Südwestafrika zu nehmen, nur schwer widerstehn, und wäre nicht leicht daran zu hindern; für England als Herrin des englisch-holländischen Südafrikas ist das gute Verhältnis zu Deutschland viel zu wertvoll, als daß es dieses wegen eines solchen ihm selbst völlig entbehrlichen Besitzes aufs Spiel setzen könnte.

Was den Schein einer schwankenden Politik zuweilen erwecken kann, das sind keine Thaten, sondern gelegentliche, einer augenblicklichen Stimmung entsprechende temperamentvolle Äußerungen des Kaisers, die deshalb eine mehr psychologische als politische Bedeutung haben. Was aber mitunter Beunruhigung erregt, das sind gar nicht solche Äußerungen selbst, das ist vielmehr die Sucht einer gewissen Presse, sie zu kommentieren, zu kritisieren, breitzutreten — spaltenlang, wochenlang — und große politische Aktionen daraus zu machen, ein Verfahren, das sie bei wirklich bedenklichen Reden anderer hoher Häupter zartfühlend zu vermeiden pflegt. Wieviel Druckerchwärze ist z. B. über die Swinemünder Depesche an den Prinzregenten von Bayern vergossen worden!

Der Kaiser ist eine kraftvolle, ungewöhnlich begabte, auf sich selbst ruhende Herrscherpersönlichkeit, die von ihren Rechten einen ebenso hohen Begriff hat wie von ihren Pflichten, und die sich nicht knebeln läßt ganz undeutschen und parlamentarischen Theorien zu liebe. Wir Deutschen wollen ja auch gar keinen Monarchen, der nur das Pünktchen aufs i zu setzen hat, wir wollen und haben Gott sei Dank die lebendige Monarchie, wir sind auch in dieser Beziehung ein Volk der Mitte, das weder den Absolutismus noch den Parlamentarismus, d. h. die Scheinmonarchie mag, und wir werden deshalb weder dort noch hier recht verstanden. Scheinmonarchen sind auch die konstitutionellen Könige des Hohenzollernhauses niemals gewesen. Wilhelm I. wollte eher abdanken, als das preußische Abgeordnetenhaus zur herrschenden Macht im Staate werden lassen, und wenn er später in allen entscheidenden Momenten dem genialen Räte des Fürsten Bismarck folgte, die Entscheidung behielt er sich doch immer vor, und in jede Entscheidung hat er ein Stück seiner eignen Anschauung, seines eignen Wesens hineingebracht, der Herr blieb er immer, ein Ludwig XIII. war er niemals. Sein Enkel ist anders geartet. Bei allem Selbstbewußtsein hat er nie den leisesten Versuch gemacht, konstitutionellen Rechten zu nahe zu treten oder gar den Rechten der Bundesfürsten. Aber er giebt seiner Politik einen stärkeren persönlichen Zug, er ist nicht zurückhaltend, er sagt immer, was er denkt. Und es mag sein, wie es will: wie durch seine Politik, so geht auch durch die Reden des Kaisers ein hochherziger Zug, der auf die guten Eigenschaften der Menschen rechnet, nicht auf ihre Schwächen, und gerade deshalb zuweilen Enttäuschungen erfährt. Wie er die Franzosen behandelt, wie er den Dankes feinsinnige Höflichkeiten bezeigt, ihnen die Statue Friedrichs des Großen

und ihrer Harvarduniversität ein deutsches Museum, den Italienern das Standbild Goethes schenkt, wie er die Polen zu behandeln versuchte, wie er der katholischen Kirche, weil sie eben eine Macht ist, jedes mögliche Entgegenkommen erweist, ohne jemals seinen evangelischen Standpunkt zu verleugnen, wie er die Traditionen seiner hannöverschen und hessischen Truppenteile wieder zu beleben sucht, wie er sich bei dem allen des großen geschichtlichen Zusammenhangs immer bewußt bleibt, das ist etwas ganz Persönliches und der Ausfluß einer edeln, warmherzigen Natur, nicht kühler Berechnung.

Im Auslande wird das alles willig anerkannt, dort gilt der Kaiser für die bedeutendste Persönlichkeit unter den Monarchen der Gegenwart, und Graf Bülow als einer der ersten Staatsmänner. Aber dort sieht man offenbar durch starke Vergrößerungsgläser; ein guter Teil der deutschen Presse und leider auch der gebildeten Leser vermag davon nichts wahrzunehmen! Sie beklagen immer wieder, daß Graf Bülow nicht Fürst Bismarck, Wilhelm II. nicht Wilhelm I. ist. Sie finden, daß die That häufig nicht den Worten entspreche, und daß sich der Kaiser immer mehr von der Empfindung der Nation entferne. Daß sie selbst alles thun, um einen Spalt aufzureißen, wo thatsächlich gar keiner vorhanden ist, wo der Kaiser bei seinem Erscheinen überall doch wahrhaftig nicht mit gemachtem Jubel begrüßt wird, daß sie durch solche unverzeihliche Thorheiten den Partikularisten und den Sozialdemokraten, den grundsätzlichen und unverföhnlichen Gegnern des Reichs, Wasser auf die Mühle treiben und ohne Überlegung das ihrige thun, das monarchische Prinzip zu erschüttern, daß hinter dieser Abneigung gegen eine bedeutende, eigentümliche Persönlichkeit eine gute Dosis des echt demokratischen Meides steckt, für den es „Sünde ist, ob dem Schwarm zu ragen,“ das merken sie nicht oder wollen es sich wenigstens nicht eingestehn.

Auf der andern Seite giebt es wiederum sehr gebildete und sehr kluge Leute, die zwar zugeben, daß der Kaiser ein hochbegabter Mann sei, dies aber keineswegs für ein Glück halten, sondern eher Gefahren daraus hervorgehn sehen. Eine mittelmäßige Durchschnittsbegabung, meinen sie, sei das beste für einen Monarchen; ein genialer Herrscher könne leicht in die Versuchung kommen, in einem entscheidenden Augenblick, auf seine Kraft vertrauend, zuviel aufs Spiel zu setzen und schweres Unheil heraufzubeschwören. Nun, auch ein genialer Minister kann das, und wenn er hinterher entlassen wird, was bei einem Monarchen allerdings nicht geht, so hilft das auch nichts mehr. Wenn Bismarcks Politik 1866 bei Königgrätz gescheitert wäre, statt zu siegen, welche Fülle von Haß und Hohn hätte sich dann über sein Haupt ergossen, und er war doch auch schon damals der geniale Staatsmann, der er später war. Auch ein König mit bloßer Durchschnittsbegabung, namentlich ein willensschwacher Monarch, kann großes Unglück anrichten, wie unzweifelhaft Friedrich Wilhelm III. die Niederlagen Preußens 1806 durch seine Entschlußlosigkeit wesentlich verschuldet und die Erhebung von 1813 eben nur zugelassen hat. Wenn Friedrich Wilhelm IV. in ganzen so wenig Erfolge hatte, ja gerade die Aufgabe, die seinem Staate gestellt schien, nicht löste, so trug daran nicht seine reiche Begabung die Schuld, sondern eine Lücke in dieser Begabung, der

Mangel an festem, klarem Willen und nüchternen Einsicht. Dagegen hat der genialste Hohenzoller, Friedrich der Große, seinen Staat niemals unbedacht in Gefahr gestürzt, wohl aber ihn aus den verzweifeltsten Lagen gerettet. Auch heute noch, und heute vielleicht mehr als je, ist das persönliche, sittliche Verantwortlichkeitsbewußtsein eines Monarchen, das unsern Kaiser in so hohem Grade befeelt, viel mehr wert als alle Ministerverantwortlichkeit gegenüber der Volksvertretung, die thatsächlich doch nur auf dem Papier steht. Es wäre doch auch ein trauriges Armutszeugnis für unser Volk, wenn es hochbegabte Männer an seiner Spitze nicht ertragen könnte. Es bedarf ihrer nur allzu sehr, gerade heute, mindestens ebensoviel wie vor vierzig Jahren, wo Bismarck gegen John Lothrop Motley zornig über die „kindische“ Art des Abgeordnetenhauses klagte. Die Unfähigkeit der Mehrheit, die große Politik auch nur zu begreifen, die alte, unausrottbare Neigung, immer nur nach dem Gefühl zu urteilen, die Zerfahrenheit der Parteien, die leider die Reichsregierung geradezu zwingt, mit der mächtigsten, dem Zentrum, zu paktieren, die ängstlich kleinliche Zurückhaltung des deutschen Großkapitals von unsern Kolonien — bei allem Unternehmungsgeist, den es sonst auch im überseeischen Verkehr entfaltet —, der geradezu schimpfliche Mangel also an dem kühnen Wagemut der Engländer, der allein aus ihnen etwas machen kann, dazu der Niedergang der Demokratie und des Parlamentarismus allerorten, der immer deutlicher hervortritt, je verwickelter die Kultur- und Weltverhältnisse ringsum werden, je geringer also die Zahl derer wird, die sie zu beurteilen und zu lenken verstehen, das alles zeigt, daß die beste Kraft, die größte Begabung an seiner leitenden Stelle für Deutschland in den Gefahren der Gegenwart und der Zukunft gerade gut genug ist. \*



## Adel und Land in England

Von Hugo Bartels



en sogenannten unveräußerlichen Menschenrechten zufolge sollten alle Menschen gleich sein. Daß sie es nicht sind, daran ist die Natur schuld, die, aller Gleichmachelei feind, alles, was lebt, zu einem fortwährenden Ringen miteinander bestimmt, bei dem sich die Starken behaupten, die Schwachen untergehen. In der menschlichen Gesellschaft sind die Unterschiede schon mit ihrem Entstehn eingetreten, sodasß die altgermanische Überlieferung im Nizmal die Stände der Knechte,